

Liebeshörig.

Roman von Ferdinand Kunkel.

(11. Fortsetzung) Nachdruck verboten.

„Nun, darauf, daß er Dich nicht länger an sein trauriges Geschick binden will, kurzum der vornehme Herr wollte Dir die Chance freilassen, die Verlobung von Deiner Seite aufzuheben. Als Grund wird die Krankheit vorgeschützt.“

„Aber, Vater, davon steht ja gar nichts in dem Brief.“

„Geschrieben nicht, allerdings, aber zwischen den Zeilen und in Verbindung mit der Erklärung des Freiherrn von Bahlingen, glaube ich, hieß er, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Mohrungen die Verlobung aufzuheben wünscht. Das geringste, was er einer Dame gegenüber tun muß, ist, daß er Dir die Vorhand läßt. Wenn Du das nicht verstehtst, mein Kind...“

Statt aller Antwort brach Kornelia in ein herzerschütterndes Schluchzen aus. Die Mutter eilte zu ihr, umschlang ihre Schultern und bettete ihr Köpfchen an ihrer Brust.

„Mein armes Kind, sei doch ruhig, fasse Dich doch, Du hast ja Deine Eltern, das Leben liegt mit all seinen Hoffnungen und seinem Sonnenschein noch vor Dir. Willst Du um der Enttäuschung, die Dir ein Mann bereitet hat, der Deiner nicht wert ist, schon alle Hoffnungen aufgeben? So etwas machen wir Frauen alle einmal durch, und wer es nicht durchgemacht hat, der hat nie die wahre Liebe, die große Liebe kennen gelernt. Raffte Dich auf, der Mann ist gar nicht wert, daß Du um ihn weinst.“

„Aber, liebste Mutter, ich habe ihn doch so gern gehabt.“

„Ja, ja, ich glaube es wohl, das wirst Du auch so schnell nicht verwinden.“

„Meine Lieben,“ warf jetzt Professor Köbner ein, „keine Sentimentalitäten. Wir haben hier mit ganz einfachen Tatsachen zu rechnen, und wir können noch von Glück sagen, daß die Deffentlichkeit von der Verlobung nichts weiß. Ich werde in Deinem Namen an Herrn von Mohrungen schreiben und ihm erklären, daß Du es unter den gegebenen Umständen für richtig hältst, die Verlobung aufzulösen. Und wenn Du ruhig geworden bist, fährst Du nach Rom. Die Fülle der neuen Eindrücke, der Reichtum der italienischen Natur werden Dir

halb über diese erste Enttäuschung Deiner Jugend hinweghelfen. Schließlich sind Deine Eltern doch auch noch da.“

„Ja, Papa, Du hast recht, aber so schnell, wie Du glaubst, ist es nicht möglich, eine Liebe aus dem Herzen zu reißen; es ist vorbei. Glaube nicht, daß ich jemals anderen Sinnes werden kann, daß ich hätte jemals vergessen werde. Du hast mich im Geist der Alten erzogen, Vater.“

„Ja, mein Kind, trotzdem, wir dürfen die schwarzen Schicksale nicht über uns Herr werden lassen, sonst verdunkeln sie uns den Lebensweg. Ich gehe jetzt, an Herrn von Mohrungen die richtige Antwort zu schreiben.“

liegenden Fischerfahnen einen Unter herausgenommen. Nach der Tat hatte er das Mordwerkzeug irgendwo im Meer versenkt. Er hütete sich jedoch, diese seine Meinung dem Amtsrichter gegenüber laut werden zu lassen, denn dieser hätte ihr wahrscheinlich hell ausgelacht. Er kannte ja nicht die Zusammenhänge, die zwischen dem Mord des armen Kleitz und dem Tode der beiden älteren Brüder Gattos bestanden, und es war jetzt noch nicht die Zeit, davon zu sprechen.

Hatte doch die Anwesenheit Lippes auf Schloß Mohrungen schon zu einer ersten, äußerst wichtigen Entdeckung geführt. Pünktlich vierundzwanzig Stunden, nachdem er das Fläschchen mit dem Kaffee abgehandelt hatte, war eine Depesche angekommen, und zwar unter der Adresse des Freiherrn von Mohrungen, die weiter nichts enthielt als die Worte: „Brillant-ring gekauft.“ Diese Depesche war auf dem Schreibtisch liegen geblieben, und der alte Romeitatis hatte sie natürlich gelesen. Er hatte bedeutungsvoll den Kopf darüber geschüttelt. Unten in der Küche erzählte er dann der Köchin und der Mamsell, er hätte gar nicht geglaubt, daß der gnädige Herr noch so viel Freude an Schmuckstücken habe. Es sei jetzt in Berlin für ihn ein Brillant-ring gekauft worden, wahrscheinlich ein sehr seltenes Stück, und der Herr habe eine unbändige Freude gehabt, als das Telegramm eingetroffen, das den Kauf meldete.

Die Mamsell meinte: „Der Brillant-ring wird wohl für die zukünftige gnädige Frau sein, man hört doch allerlei.“

„Na, vorläufig,“ warf die Köchin ein, „steht es nicht so aus, als ob der gnädige Herr auf Freiersfüßen ginge, er macht doch einen recht trübetümpeligen Eindruck.“

Die Köchin war eine niedliche litauische Margell. Sie hieß Siegnis. Wie alle ihre Landsmännchen war sie schlank und ebenmäßig gebaut, hatte blaue Augen, einen großen lachenden Mund voll schöner Zähne und jene dunkelgoldbraunen Haare, die zu kniftern schienen, wenn sie mit der Hand darüberstrich. Sie galt im Hause als eine Tyrannin. Das arme Mamsellchen, ein schwees, ostpreussisches Bauerntöchterlein, Ausgangs der Vierziger, hatte sie völlig unter der Krute. Die Mägdle und Knechte sprangen auf einen Wink von ihr durchs Feuer. Der einzige, an den sie sich nicht herantraute, war der alte Haushofmeister, dessen Voreltern zwar auch Litauer gewesen, wie der



Ein Ehrengrabmal für General von Emmich in Hannover.

Das Grabmal wird auf Kosten der Haupt- und Residenzstadt Hannover für deren verstorbenen Ehrenbürger, General von Emmich, errichtet und befindet sich in der Ausführung.

7. Kapitel.

Die Obduktion von Kleitz's Leiche war beendet und hatte im wesentlichen nichts Neues ergeben. Auch über das Instrument, mit dem der furchtbare Schlag von hinten her gegen den Schädel geführt worden war, konnte nichts Näheres festgestellt werden. Die Wunde zeigte eine vierkantige Form, so daß Lippe in Verbindung mit dem Stückchen Rezhahnur die Meinung aussprach, ob nicht vielleicht der Schlag mit einem Bootsanker geführt sein könne. Es kommt ja häufig vor, daß die Fischer, wenn sie nach ihrer Wohnung gehen, den Anker aus dem Boot mitnehmen. Oder aber, und das schien ihm das Wahrscheinlichere, Liebenau hatte nach einem Werkzeug gesucht, mit dem er den Schlag führen konnte, und von den vielen am Caff

Name aufwies, der selbst aber heute völlig Deutsch war und von der Sprache seiner Väter so gut wie nichts verstand. Der alte, gutgekleidete Diener begegnete der hübschen Küchenröchin mit gleichmäßiger Höflichkeit, blieb stets zurückhaltend und machte auch alle Verusche der Köchin, ein herzlicheres Verhältnis anzubahnen, durch seine gemessene Kälte unmöglich.

Ganz überraschend kam die Nachricht, daß der gnädige Herr schon zurückgekehrt sei, und als der alte Haushofmeister hinauseilen wollte, um ihn zu empfangen, kam er schon mit seinem Besuch hinter nach der Küche.

„Ach, Alter,“ sagte er freundlich zu ihm und klopfte ihm auf die Schulter, „bemühe Dich nicht, wir wollen uns einmal die Küche ansehen, mein Freund interessiert sich für alles.“

Der Haushofmeister stieß die Küchentür auf und ließ die Herrschaften eintreten. Die Köchin und die beiden Mägde waren starr, daß der gnädige Herr sich herabließ, in die Küche zu kommen. Sie konnten anfänglich kein Wort sprechen und gaben auch nur einsilbige, verlegene Antworten auf die leutseligen Fragen, die ihnen gestellt wurden. Allmählich jedoch wurde die Köchin zutraulicher, sie fühlte, daß sie Eindruck machte auf die beiden vornehmen Herren, und besonders der eine, der Gast des gnädigen Herrn, blinzelte sie zuweilen ganz verliebt an. Er zeigte großes Interesse an der Kochmaschine, an den Vorwärmen, an der Abwaschvorrichtung, und ließ sich alles genau erklären.

Nachdem die Küche eingehend besichtigt war, wollte der gnädige Herr wieder nach oben gehen, aber sein Gast sah ihn noch nicht befriedigt.

„Wenn es Ihnen nichts ausmacht, lieber Wohnerin, möchte ich gern einmal sehen, wie Ihre Dienerschaft wohnt. Wollen Sie mir nicht Ihr Zimmerchen zeigen, Fräulein?“ wandte er sich an Siegnis.

Die Mamsell wurde über und über rot und meinte, das schide sich doch nicht, aber Lippe wußte ihre Bedenken zu zerstreuen, und da der gnädige Herr ihr zunickte, ging sie voraus, um dem Neugierigen ihr Zimmer, das der Mamsell und die Kammer der Mägde zu zeigen.

„Ich muß sagen, die Leute wohnen sehr hübsch, freundlich und geräumig, es scheint also doch nicht wahr zu sein, was man immer in Berlin behauptet, daß die Schweineställe in Ostelbien wohllicher seien als die Schlafstuben der Dienerschaft. . . Ach, da haben Sie ja auch eine alte polnische Reisekiste, Margellchen. Ist die aber schön.“

Die Köchin lachte und zeigte alle ihre prachtvollen Zähne. „Die habe ich noch von meiner Mutter, und die hat sie, glaube ich, vom Großvater bekommen.“

„Ja, ja, die ist alt. Und die prachtvollen Eisenbeschläge! Und das Gewicht. . . Lippe trat unbefangen an die Kiste heran, faßte den eisernen Seitengriff und hob sie auf. Dann versuchte er, den Deckel hochzuschlagen, es stellte sich aber heraus, daß die Kiste verschlossen war.“

„Wissen Sie, Herr Baron, die Schlösser an diesen alten polnischen Reisekisten sind wahre Kunstwerke. Es sind zwar sehr große, ungefüge Schlüssel, aber trotzdem kann man sie als wunderbare Produkte der Feinmechanik bezeichnen. . . macht es Ihnen viel Mühe, uns mal die Kiste aufzuschließen?“

„Aber gar nicht, gnädiger Herr.“ Sie ging nach der Tür und holte aus einer Mauerlücke unter dem Gewölbebogen einen großen, altertümlichen Schlüssel hervor, mit dem sie die Kiste öffnete.

Lippe kniete nieder und prüfte das Schloß. „Sehen Sie nur, wie prachtvoll das gearbeitet ist. Ausgezeichnet, man muß sich wundern, mit welcher Präzision die alten Schlösser trotz ihrer primitiven Werkzeuge so etwas ausführen konnten.“

„Ja, es ist sehr erstaunlich,“ warf Wohnerin ein und sah hin, während Lippe mit großem Interesse das Schloß betrachtete. Endlich stand er auf und schlug die Kiste zu.

„Ich danke Ihnen, Margellchen, es war mir sehr interessant. . . Und was für hübsche blanke Augen Sie haben. Nächsten Sonntag wollen wir mal zusammen tanzen, nicht wahr, Margellchen?“

„Ach, gnädiger Herr, das wird sich doch nicht schiden.“ Dann sah sie ihm schelmisch in die Augen und warf einen Blick voll scheuer Ehrfurcht auf Hatto.

Als sie das Zimmerchen der Köchin verlassen hatten, meldete sich Mamsellchen, sie habe auch so eine alte Kiste, die sei noch viel schöner, ob der gnädige Herr sich auch die ansehen wolle.

„Aber natürlich, Mamsellchen, wenn Sie die Freundlichkeit haben wollen, sie uns zu zeigen, gern. Der Herr Baron freilich interessiert sich nicht für solche Sachen, aber ich komme mit Ihnen.“

Lippe sah Hatto scharf in die Augen, und der Blick hatte etwas Befehlendes, er bannete ihn an die Stelle, indes der Kriminalist mit dem verkrüppelten Mamsellchen nach ihrem altjungferlichen Zimmerchen ging.

Die Kiste war wirklich prachtvoll, viel schöner als die der litauischen Köchin. Sie war schwer in Eichenholz gearbeitet und überreich mit geschmiedeten Beschlägen verziert. Alles war sauber und blank. Die Mamsell nahm aus ihrem großen Schlüsselbund einen prachtvollen, mit vielen Zacken und Schweifungen ausgestalteten Schlüssel, und schloß die Kiste auf. Lippe kniete auch hier nieder und studierte eingehend das Schloß, dann aber wandte er sich plötzlich an die Mamsell. Seine Augen bohrten sich wie Dolchspitzen in die ihrigen.

„Sagen Sie, Mamsell, können Sie verschwiegen sein?“

„Aber, gnädiger Herr, ich bin doch keine Klatsche.“

„Es handelt sich um ihren gnädigen Herrn. Ihm droht ein Unglück, er schwebt in einer großen Gefahr.“

„Unser gnädiger Herr?“

„Ich halte Sie für eine ehrliche Person, Mamsell, und ich rechne auf Sie, daß Sie mir helfen, das Unglück von dem gnädigen Herrn abzuwenden.“

„Was kann ich dabei tun?“

„Aun gar nichts, Mamsellchen, nur schweigen und mir alle Fragen nach bestem Wissen und Gewissen beantworten. . . Wer ist diese Köchin, wo kommt sie her, was tut sie hier, hat sie einen Schatz, hat sie zwei oder drei, wer sind die, wissen Sie über alle diese Dinge Bescheid?“

„Ja, einigermaßen wohl, aber der gnädige Herr müssen wissen, daß ich mich von der Siegnis fernhalte, sie ist kein Umgang für mich, das haben der gnädige Herr auch wohl schon bemerkt. Sie ist leichtsinnig den Männern gegenüber.“

„Sie ist sehr hübsch.“ „Na, wie man's nimmt.“

„Mir gefällt sie nicht. Ich mag diese ordinären litauischen Gesichter nicht und diese freiden, herausfordernden Augen und die litauische Stülpmäse, ne, gnädiger Herr, hübsch ist die nicht.“

„Na, Mamsellchen, darüber wollen wir uns nicht aufregen, das ist ja auch Geschmackssache. . . Also leichtsinnig ist sie, natürlich hat sie ein Verhältnis?“

„Einz, zwei, drei, gnädiger Herr, das ist so eine, müssen der gnädige Herr wissen, die alle Kerls nach sich zieht, die ihnen die Köpfe verdreht. Und wenn sie erst einen so weit hat, daß er vor ihr auf den Knien rutscht, dann gibt sie ihm einen Fußtritt.“

„So, so.“ „Ja, und der gnädige Herr müssen wissen, eingebildet ist die Person, ganz furchtbar, und dummstolz, sie denkt nämlich, weil unser gnädiger Herr Baron ein- oder zweimal freundlich zu ihr war. Er ist ja ein freundlicher, gütiger Herr, und behandelt die Dienerschaft wirklich ganz ausgezeichnet. Da bildet sich die dumme Liese nun ein, der gnädige Herr habe ein Auge auf sie, und wo sie kann, schwänzelt sie um ihn herum. Stockverliebt ist sie in den gnädigen Herrn, kann ich Ihnen sagen, die dumme Gans, die eitle.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Drama von Glosow.

Original-Roman von H. Courths-Mahler.

(11. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ganna war unfähig, auf diese ölige, süßliche Rede zu erwidern. Ihr war zumute, als sei ihr der Hals zugeschnürt. Sie löste sich hastig aus den Armen der Tante.

„Wenn Du gestattest, ziehe ich mich jetzt zurück, Tante Anna, ich — ich möchte mich noch auf den morgenden Tag vorbereiten,“ stieß sie hervor.

„Ja, ja, gehe nur, mein liebes Kind, und gute Nacht! Ich werde heute Abend mit besonderer Inbrunst für Dich und meinen Sohn beten.“

Sanna verließ schnell das Zimmer, sie konnte den süßlichen, falschen Ton nicht länger ertragen. Anna von Kehltag sah ihr mit einem bösen Funkeln ihrer falschen Augen nach.

„Widerwärtiges Geschöpf — wenn sie nur nicht so reich wäre,“ dachte sie grollend. Sie fühlte sich jetzt gar nicht wohl in ihrer Haut. Seit Michael von Sachau so abweisend zu ihr war, fühlte sie sich unsicher und bekümmert.

Sanna eilte auf ihr Zimmer und schloß es hinter sich ab. Leise legte sie sich alles zurecht für morgen früh und setzte sich dann an ihren Schreibtisch, um an Oheim Michael zu schreiben.

Sie kubertierte dann dieses Schreiben und abrieferte es. Mitten auf ihren Schreibtisch legte sie es hin.

Dann ging sie zu Bett, damit sie am nächsten Morgen nicht zu spät erwachte. Gleich nach 6 Uhr mußte sie schon auf dem Bahnhof sein, um den Zug zu erreichen, den ihr Heerfurt bezeichnet hatte. Sie vermochte aber nicht viel zu schlafen und lag wie im Fieber. Bange war ihr doch vor diesem Ausflug in die Welt, die sie nicht kannte. Wie ein steuerloses Schiff kam sie sich vor, das sich führt in die Brandung wagt. Des Reisens war sie völlig unfundig und nur auf die kurzen Anweisungen Heerfurts angewiesen.

Aber trotzdem wurde sie in ihrem Entschluß nicht wankend. Sie konnte und wollte keinen Augenblick länger, als sie mußte, in diesem Hause bleiben, wo ihr schon in den nächsten Tagen eine abermalige Begegnung mit Gregor bevorstehen würde. Und es war eine namenlose Angst und Furcht in ihr vor dieser Begegnung. Ihr war, als drohe ihr unerhörtes Unheil von Gregors Seite. Sie traute ihm das Schlimmste zu. Und Oheim Michael erschien ihr kein ausreichender Schutz, war er doch selbst nur ein kranker, hilfloser Mann. So verging die Nacht in Unruhe für sie. Daß sie an Heerfurt drachten wollte, stand bei ihr fest. Aber wo und wie sie die Meldung ausgeben konnte, wußte sie noch nicht. Das war auch erst in zweiter Linie wichtig. Die Hauptsache war, daß sie unbehelligt aus dem Hause und in den rechten Zug kam. Sie fürchtete noch immer, irgend etwas könne ihre Flucht vereiteln, oder man könne sie wieder zurückholen. Wenn sie nur erst in Glosow war, unter Heerfurts Schutz, dann war alles gut. —

Wiel zu früh erhob sie sich endlich von ihrem Lager und machte sich fertig. Wöllig angekleidet sah sie dann noch fast eine Stunde am Fenster, um zu warten, bis es Zeit war, das Haus zu verlassen. Endlich war es soweit.

Sie ergriff die ziemlich schwere Pappschachtel und schlich leise hinaus. Lautlos glitt sie auf dem dicken Teppichläufer den langen Gang entlang und die Treppe hinab.

Leise drehte sie den im Schlosse steckenden Schlüssel im Haustor. Er knirschte ein wenig. Gridroden und angstvoll laufte sie zurück. Aber nichts regte sich.

Die Tür öffnete sich und der anbrechende Tag leuchtete ihr entgegen. Hinter den Bäumen des Gartens stieg die Sonne als glutroter Kieselball empor aus dem grauen Dunst.

Die Luft war kühl und herb und tat ihrem heißen Kopfe wohl.

Leise zog sie die Tür wieder hinter sich zu und eilte dann flüchtigen Fußes durch den Garten, hinter über nach der Pforte in der roten Gartenmauer.

Schnell nahm Sanna den Schlüssel zu dieser Pforte aus dem eisernen Kästchen, schloß auf und trat hinaus mit einem tiefen Atemzug.

Als sie dann die Pforte hinter sich zuschloß, warf sie einen letzten Blick auf das stille, graue Haus. Es lag finster und düster in dem rotgoldenen Sonnenschein und alles Leben darin schien wie erstorben.

Gastig barg Sanna, durch das Gitter der Pforte greifend, den Schlüssel wieder in dem Kästchen und eilte davon, so schnell sie ihre Füße trugen. Die schwere Schachtel hinderte sie am schnellen Lauf. Eine heiße, wilde Angst war in ihr, daß ihre Flucht doch noch vereitelt werden könnte.

Wenn zufällig heute jemand früher aufstand und bemerkte, daß das Haus vor verschlossenen war? Wenn man dann ihr Zimmer leer fand? Dort lag der Brief an Oheim Michael, der ihre Flucht verriet. Wie töricht und unbesonnen von ihr, diesen Brief so offen daliegen zu lassen als Verräter.

Aber sie hatte gewollt, daß man ihn gleich fand, damit sich Oheim Michael nicht unnötig aufregte und sorgte. Daß er es tun würde, wenn er von ihrem Verschwinden erfuhr, schien ihr nun doch zweifellos. Er war doch eigentlich in letzter Zeit immer gut zu ihr gewesen.

Wenn die Angst vor Gregor nicht gewesen wäre, so hätte sie es wohl noch eine Weile in Oheim Michaels Haus ausgehalten, bis sie mit seinem Willen hätte fortgehen können. Aber vielleicht hätte es dann doch wieder unnütze Kämpfe gegeben. Nein, nein, es war schon besser so. Wenn sie nur erst mit dem schweren Karton den Bahnhof erreicht hätte.

Der Weg erschien ihr so lang, trotzdem sie ihn in kaum einer Viertelstunde zurücklegte. Endlich stand sie vor dem Bahnhofgebäude. Sie atmete auf, als ihr ein Kofferträger ihren Karton abnahm, und sie auf ihren Wunsch zum Fahrkartenschalter führte.

Der Mann wurde besonders dienstfertig, als er merkte, daß Sanna eine Fahrkarte erster Klasse löste. Er hoffte nun, trotz der unscheinbaren Schachtel, auf ein gutes Trinkgeld.

Sanna freute sich im Stillen, daß die Fahrkarte kaum die Hälfte des ersten Hundertmarkscheins kostete. Sie ließ sich von dem Kofferträger an den Zug geleiten. Er brachte sie in das Abteil und verstaute den Karton im Gepäcknetz. Sie gab ihm ein reichliches Trinkgeld, und er fragte dienstfertig, ob sie noch Befehle habe.

Sie sah ihn zaghaft an. „Ich möchte etwas zu essen haben — können Sie mir wohl noch etwas besorgen?“ fragte sie. Der Mann lachte sie an.

„Es ist ja ein Speisewagen im Zuge, gnädiges Fräulein, da können Sie alles haben, was Sie brauchen.“

Und er deutete nach der Richtung, wo sich der Speisewagen befand. Schnell mußte er noch abspringen, denn der Zug setzte sich in Bewegung.

Als Sanna merkte, daß der Zug rollte, sank sie mit einem tiefen Aufatmen in die Polster zurück. Gottlob — nun konnte man sie nicht mehr einholen, sie war frei — frei —, und der Weg in die Heimat lag offen vor ihr.

Sie war ganz allein in dem Abteil erster Klasse und darüber war sie sehr froh.

Bald darauf erschien ein Speisewagenkellner mit Kaffee. Sie ließ sich eine Tasse geben und bestellte auch etwas Gebäck. In den Speisewagen mochte sie nicht gehen. Der Kellner bediente sie auch bereitwillig im Laufe des Tages mit allem, was sie brauchte, so daß sie nicht weiter mit fremden Menschen in Berührung treten mußte. Die Stunden vergingen ihr im Fluge, es gab so viel Neues und Unregendes für sie zu sehen.

Kurz bevor sie Berlin erreichte, fiel ihr wieder ein, daß sie an Heerfurt drahten sollte.

Sie hat den Speisewagenkellner um Auskunft, wie sie am besten von Berlin aus drahten könne. Er erbot sich die Meldung anzugeben, sobald der Zug in Berlin eintrief. Das nahm Sanna dankend an. Sie legte die Meldung auf und reichte sie dem Kellner mit einem Geldstück.

In Berlin angelangt, fuhr sie mit einem Wagen zum Stettiner Bahnhof. Dort hatte sie nur einen kurzen Aufenthalt.

Als sie wieder im Zuge saß, kam ihr die Sorge an, ob der Kellner auch die Drahtmeldung richtig aufgeben würde und ob sie auch zur rechten Zeit in Glosfow eintreffen würde. Sie wußte auch, daß sie bis zur Station Gossorow fahren mußte mit dem Zuge. Wie weit Glosfow von dieser Station entfernt lag, davon hatte sie keine Ahnung.

Ach — wenn ich doch erst in Glosfow wäre, dachte sie leuzend.

Und sie kam sich nun wieder so verlassen vor, daß ihr die Tränen kamen.

10. Kapitel.

Rolf von Gerlach hatte einige Tage in Berlin zu tun gehabt und fuhr mit dem gleichen Zuge nach Halle zurück, den auch Sanna von Glosfow benutzte. Er hatte jedoch unterwegs die junge Dame, die ganz allein in dem Abteil erster Klasse fuhr, gar nicht beachtet, trotzdem er einige Male an ihrem Abteil vorübergegangen war. Nun hielt der Zug auf der Station Gossorow. Der junge Freiherr stieg aus und sah zu seinem Erstaunen, daß die junge, vornehm gekleidete Dame mit dem so auffallend unscheinbaren Reisegepäck ebenfalls hier ausstieg.

Sonst verließ niemand auf dieser Station den Zug. Badegäste gab es um diese Zeit in Gossorow noch nicht, sonst wäre ihm die vornehme einsame Reisende kaum so aufgefallen, wie sie es jetzt tat.

Unwillkürlich blieb er stehen, ehe er auf seinen wartenden Wagen zuschritt, und sah der schlanken Gestalt nach, die mit unsicheren Blicken um sich sah und dann zaghaft auf den Stationsvorsteher zutrat.

„Ist vielleicht ein Wagen aus Glosfow hier?“ hörte er sie fragen. Er stuzte und trat näher heran: Seine Augen ruhten forschend auf dem blaffen, müden, aber entschieden sehr reizenden Gesicht der jungen Dame.

Eine entschieden vornehme Dame, die erster Klasse gefahren war und trotz der Pappschachtel einen vornehmen Eindruck machte — was wollte die in Glosfow? Dort wohnte doch nur der Verwalter und die Beamten und Diensthoten.

Der Stationsvorsteher gab Bescheid. Nein, es sei kein Wagen aus Glosfow da, nur der Wagen des gnädigen Herrn aus Gerlachshcim.

Damit zeigte der Beamte auf den herantretenden Freiherrn.

Sanna sah mit hilflosem, ängstlichem Blick zu dem vornehmen, aristokratisch aussehenden jungen Herrn empor. Der Name Gerlachshcim erschien ihr bekannt.

Rolf von Gerlach zog artig den Hut und verneigte sich, und nannte seinen Namen.

„Kann ich Ihnen irgendwie dienlich oder behilflich sein, mein gnädiges Fräulein?“ fragte er artig.

Sie sah ihn unschlüssig an und ein helles Rot schob in ihr Gesicht, das nun noch viel reizender erschien.

„Vielleicht können Sie mir Auskunft geben, mein Herr, wie ich nach Glosfow gelangen kann. Ich hatte von Berlin aus drahten lassen und um einen Wagen gebeten. Vielleicht wurde meine Meldung nicht pünktlich besorgt, oder es war zu spät. Ist hier keine andere Fahrgelegenheit zu haben? Oder kann man zu Fuß nach Glosfow gelangen?“ fragte sie zaghaft.

„Wenn ich Ihnen meinen Wagen zur Verfügung stellen darf, mein gnädiges Fräulein? Ich wohne in nächster Nachbarschaft von Glosfow und mein Weg führt daran vorüber.“

Ihre Augen blickten so hilflos und verzagt, daß es ihn rührte.

„Ich weiß nicht, ob ich das annehmen darf. Inbes — es ist schon so spät — und ich weiß nicht, ob meine Meldung überhaupt besorgt wurde. Ich gab sie einem Speisewagenkellner.“

„Darf ich fragen, wann?“

Sie nannte ihm die Zeit ihrer Ankunft in Berlin.

Er lächelte. „Dann kann sie frühestens jetzt in Glosfow eingetroffen sein — so schnell ist hier bei uns die Beförderung nicht. Jedenfalls müßten Sie noch sehr lange auf einen Wagen aus Glosfow warten. Ein annehmbarer Wartejeal ist hier nicht vorhanden. Also bitte, bedienen Sie sich lieber meines Wagens, ich fahre Sie gern nach Glosfow. Sie wollen gewiß zum Herrn Verwalter Heerfurt, der mir sehr wohl bekannt ist.“

Sanna atmete auf. Ein Gefühl, als könne sie diesem vornehmen jungen Mann mit den edel geschnittenen Zügen und den offenen ehrlichen Augen vertrauen, erfüllte ihr Herz. Ihre Augen blickten etwas mutiger und sicherer.

„Wenn Sie mir wirklich gestatten wollen und es Ihnen keine zu große Mühe macht, dann will ich Ihr freundliches Anerbieten gern annehmen. Ich bin Susanna von Glosfow.“

Er zuckte leise zusammen, als sie so schlicht und ruhig ihren Namen nannte. Sie sah dies Zusammensucken, und plötzlich war ihr zumute, als müsse sie ihr Gesicht schamhaft verbergen, weil sie diesen Namen führte. Ein schneidendes Weh durchzuckte ihr Herz und sie dachte bedrückt: Jetzt reut es ihn vielleicht, dir seinen Wagen angeboten zu haben, nun er weiß, wer du bist.

Er hatte sich schnell gefaßt und verbeugte sich artig.

„Ich bitte sehr, mein gnädiges Fräulein, mir zu dem Wagen zu folgen.“

Sie schritt an seiner Seite dahin. Es war ein eleganter, hochsitziger Jagdwagen, der bereit stand.

„Wenn ich geahnt hätte, daß ich eine Dame als Mitpassagier erhielt, dann hätte ich einen geschlossenen Wagen bestellt, mein gnädiges Fräulein. Hoffentlich ist Ihnen die Fahrt nicht zu kalt,“ sagte er, als er ihr beim Einsteigen half.

Sanna schüttelte den Kopf.

„Ich werde nicht frieren. Und wenn auch — die Hauptsache ist, daß ich nach Glosfow komme,“ antwortete sie leise.

Er breitete aber doch sorglich eine warme Wagentdecke über sie aus. Da mußte sie an jene Nacht denken, die sie in Gemeinschaft mit dem alten Friedrich verbracht hatte. Der hatte auch so sorglich und selbstverständlich eine warme Decke über sie gebreitet. Und wie in jener Nacht überkam sie unter der warmen Decke ein Gefühl des Geborgenseins.

Sanna dankte Rolf und drückte sich in die Ecke, damit er ihr bequem gegenüber Platz hatte.

„Ich beraube Sie Ihrer Decke,“ sagte sie mit ihrem schüchternen, weichen Stimmchen, das ihm selbstsam zum Herzen drang.

„Bitte sehr, ich bedarf ihrer nicht. Brauche ich eine Hülle, dann lasse ich mir vom Kutscher eine Pferdedecke geben. Sie können die Decke ganz beruhigt und ohne Gewissensbisse benutzen,“ erwiderte er scherzend, um ihre Scheu zu besiegen. Und nun fuhr der Wagen davon, in eine Sanna unbekanntes Gegend, die von hellem Vollmondschein erleuchtet war.

Schweigend saßen sich die beiden jungen Menschen eine Weile gegenüber.

Rolf von Gerlach sah verstohlen in das blasse, liebliche Gesicht seiner Begleiterin, über das der Mond einen verklärten Schimmer warf. Das feine Profil war ihm zugekehrt und er sah, daß sich die langen, dunklen Wimpern gehoben hatten, und daß die Augen der jungen Dame noch immer hilflos und verzagt blickten.

(Fortsetzung folgt.)

Eier.

Von Fritz Müller.

Die Susanne ist eine Stundenfrau. Sie kommt jeden Tag zu Maiers. Dort hängt sie ihre graue, faltige Handtasche an einen Nagel im Gange, streicht mit efig aufgehobenen Armen immer zweimal das ergraute Scheitelhaar aus den Schläfen — einmal echt und einmal beinahe zierlich — stülpt ihre beiden Ärmel auf — diesmal mehr entschlossen als zierlich —, und nun geht's los, das Fegen, Putzen, Schrubben, Kehren, Waschen und Zurechtordnen, bis alles glänzt: die Wohnung vor Sauberkeit, die Frau Maier vor Befriedigung und die Susanne vor der Arbeit. Das war vor dem Kriege so, das war im Kriege nicht anders. Die Maiers wissen, was sie an der Susanna — so sprechen sie sie aus —, was sie an der Susanna haben. Die Susanna weiß nun freilich weniger, was sie an Maiers hat. Das ist jedoch bei Stundenfrauen unerheblich. Einmal aber hätte das Verhältnis beinahe einen Riß bekommen. Der Eier wegen, die um diese Zeit an zwanzig Pfennig das Stück kosteten. Und das kam so.

Die graue Faltenjasche der Susanna war an jenem Morgen schon an die zwei Stunden straff im Gang gehängt, an dem ihr zugewiesenen Nagel, als Fräulein Katharina, die älteste Maier-Tochter, eben aufgestanden war — erheblich weniger straff als die Handtasche im Gang — und das ihr zugewiesene Frühstück in der Küche holen wollte. Dabei rieb sie sich noch einen leichten Schlafrest aus den Augen, genau mit derselben efigen Arm-bewegung, womit die Susanna sich das Scheitelhaar aus der Stirn strich, bevor sie mit dem Schrubben anfing. Und eben dabei stieß sie mit dem linken Ellbogen an etwas rundlich Hartes in der Faltenjasche an der Gangwand.

Jeder Anstoß läuft bei jedem Menschen in den für ihn bezeichneten Gleisen weiter und pfl egt in einen Stall zu münden, wo man seine eigenen wilden Tiere an der Kette liegen hat. Also glückliche Katharinas angestoßener Gedanke mißtrauisch einen ausgeklüffelten Gang entlang, bis er an eine Kette klirrt: „Aha, nun hat die Susanna uns doch einmal etwas gestohlen. Wenn mich nicht alles täuscht, so hat sie hier ein Ei hineingesteckt.“

So empört war die älteste Maier-Tochter, daß sie das Frühstück ganz vergaß und skandalumflehnd hin zur Maier-Mutter lief: „Nun denk' mal, Mutter, hat die Person uns jetzt ein Ei gestohlen, ein Ei, das jetzt fast zwanzig Pfennig kostet.“

„Die Susanna was gestohlen? Du wirst Dich irren, Katharine,“ sagte die Maier-Mutter sanft erwidert.

„Ausgeschlossen, Mutter, ich habe es an ihrer eigenen Tasche gegriffen. Wenn sie von uns heimgeht, ist es fütlich, unser schönes Ei.“

„Aber Kind, das ist ja schrecklich, was sollen wir denn machen? Man kann doch wegen eines Eies nicht gleich die Polizei . . .“

„Ich nehm's ihr einfach raus.“

„Aber Du kannst doch nicht aus fremder Leute Taschen . . .“

„Aber Mutter, wenn sie's doch gestohlen hat, diese . . . diese Person.“

„Gut, dann nimm's heraus in Gottes Namen, aber sag' es ihr.“

„Ich? Ich denke, Du müßtest . . .“

„Die Susanna ist schon sieben Jahre Stundenfrau bei uns. Ich war immer so zufrieden. Jetzt im Kriege weiß man nicht, ob etwas Besseres nachkommt. Ich verliere sie ungen und . . .“

„Aber wenn sie doch das Ei gestohlen hat, diese . . . diese Person! Ich habe ihr nie getraut, dieser . . . dieser Person. Ueberhaupt, was hat eine Stundenfrau mit Eiern zu tun, die jetzt zwanzig Pfennig kosten? Neulich hatte sie sogar einen süßen Streufelsuchen in der Tasche. Eine Schande ist es. Ich nehme ihr das Ei heraus. Ich weiß schon, wie die Tasche aufgeht, laß mich mir waschen, Mutter.“

Auf den Behen schlich sie in den Gang. Auf den Behenstippen stehend, öffnete sie merkwürdig fündig den Taschenschloß und wühlte in der grauen Faltenjasche — aha, da war ja schon das gestohlene Ei — und was für 'n großes — nein, diese Unverschämtheit — halt, da war ja noch was, ein Büchlein, wie es schien — vielleicht auch geklaut? — mal raus mit — hm, Wilhelm Tell von Schiller? Ne, den hatten sie, die Maiers, nicht —, aber das Format war fast so wie die Zola-Novelle, die sich Katharina neulich heimlich gekauft hatte — zu dumm, Schillers Tell! Was tut denn eine Stundenfrau mit Schillers Tell — gar eine Stundenfrau, die Eier stiehlt — nein, eine solche Heuchelei von dieser . . . dieser Person . . .

Als die Maier-Tochter der Maier-Mutter das Ei übergab wie ein Sieger, der dem Vaterland geraubtes Land zurückbringt, setzte sie hinzu: „Wirft sehen, Mutter, wenn ihr zu Hause das gestohlene Ei fehlt, kommt sie morgen ganz von selbst nicht mehr, diese . . . diese Person.“

Am nächsten Morgen waren Maiers baff. Die graue faltenstraffe Handtasche hing wieder in aller Herrgottsfrühe am Gangnagel, und in den Zimmern fegte es und putzte es und schrubbte es wie alle Tage. Und zwei Stunden später kam die Maier-Tochter mit doppelter Empörung zu der Maier-Mutter, in der Hand was Rundes, Weißes: „Nun hat uns diese schamlose Elster wieder ein Ei geklaut und in ihre Diebstahle gesteckt, Mutter; ich bin dafür, daß wir sofort nach der Kriminal-polizei . . .“

„Ach weißte, Katharine, alle guten Dinge sind drei — wenn sie uns morgen wieder . . .“

Am dritten Tage hatte die Maier-Tochter eine Genugtuung. Die Maier-Mutter stand in aller Frühe an Katharinas Bett: „Du, heute ist sie nicht gekommen . . .“

„Ja, ja, die Scham,“ erwiderte die Tochter und überzeugte sich dann später, daß der Nagel im Gang wirklich leer war.

„Wie wär' es,“ meinte ihre Mutter, „wenn Du bei der Arbeit ein wenig länger hilfst, bis wir eine neue Stundenfrau . . .?“

Die Maier-Tochter runzelte die Brauen. Diese Folgen der gestohlenen Eier hatte sie nicht vorbedacht. Da läutete der Briefbote. Ein un-gelenker Brief an Frau Maier.

„Sieh doch nach der Unterschriß,“ jagte die Maier-Tochter.

„Eure treie Susann,“ las die Mutter.

„Wirft sehen, sie bittet de- und wehmütig um Verzeihung,“ jagte die Tochter. Und an die vermehrte Eigenarbeit denkend, setzte sie hinzu: „Wenn man alles absperrt, könnte man sie am Ende doch wieder, wenn sie in dem Briefe darum bittet . . .“

„Sie bittet nicht darum,“ sagte die Mutter ernst, als sie den Brief überflogen hatte; „sie bittet um was anderes . . .“

„Um was anderes? Diese . . . diese Person?! Um was denn?“

„Um die beiden Eier . . . Da lies selber.“

Und die Maier-Tochter las:

„Lieb Frau Maier! Nämlich ich kann morgen erst später kommen, weil mein Sohn der Kaver wieder einruft und ich muß ables hier ihn noch geschwind waschen und paken die Hemden und die Sosen und das Wollene und den Wilhelm Tell den wo er sich gewünscht hat aber nicht alle Eier wo ich ihm hab mitgeben wollen weiß bald Ostern is und wo ich ihm jeden Tag eins vom Taglohn hab kaufen kenne in der Fröh aufm Markt wenns noch neinzehn Pfennig kosten aber am Mittag schon zwanzig und einundzwanzig und wo mir jetzt zwei selln weiß mir Ihre Tochter rausgenommen hat und weil ichs selber gien hab beim schrumpfen durch die offene Thür wie sie dahergeschlichen is gradso wie neilings wo sie mir auch ein Stüdel Streifelsuchen stribitz hat den wo ich auch siern Kaver kauft hab und mir siern unguht libe Frau Maier ich tets ir ja schon gennen den Streifelsuchen und die zwei Eier wahrscheinlich is sie eine

eierschleckige und hats roh ausgluscht und ich hätt sonst mir gesagt aber weißs halt siern Kaver is und weil ich sowiso jek schreiben muß denn ins Glicht hätt ich mirs nicht zu lagen traut und gar so bes müssen Sie nicht sein zu Zrer Tochter weil sie halt ein bissel schlechtig is und es is überhaupts nur damit Sies wissen Frau Maier und ich brauch die Eier nimmer, acht sind auch guug siern Kaver und um halberzehn kann ich noch dasein siern schrumpfen und buken wie gewöhnlich und es griehzt eich eure treie Susann.“

Unser Kommandeur.

Von Paul Dahms.

In einem Dörfchen an der Mosel herrscht lautere Fröhlichkeit.

Hallo, das war gestern. Das war . . . Welch eine Klust liegt zwischen dem Gestern und dem Heute. Welch riesengroße Klust. Vorbei ist's mit der Ruh' in der Reserve. Ueber Nacht ist das Regiment wieder marschirt, vom friedlichen Lothringer Moseltal gegen den Feind, in die Stellung; als Glied in die eiserne Mauer des Westens. Weit dort die Hölle wieder einmal heiß geworden.

Das Ziel? Es ist der Totenberg, der berückligte, hitzen und drüben, weit und breit bekannte Totenberg.

Wie auf der ganzen Linie, so liegen sich auch hier noch immer die Fronten wie zwei Ungeheuer gegenüber mit gierigem Rachen, mit eisernen Krallen, eisernen Zähnen und feurigen Augen, die buchstäblich Blitze und Feuer schleudern — und Menschen freisen. Nicht einen Augenblick gönnen sich diese Ungeheuer Ruhe, liegen immer, ob Tag oder Nacht, ob Regen oder Sonnenschein, auf der Lauer mit wachenden Augen. Und wo sich nur ein lebendes Wesen rührt, da schrickt das Tier in die Höhe und reizt den Rachen auf und bäumt sich hoch, will sich recken und strecken nach vorn . . . vorwärts, doch schon grinst der andere Rachen hoch mit eisernen Zähnen. So liegen sie und fauchen gegeneinander, daß die Gießzähne plittern und trachen. Zwei Ungeheuer von dämonenhafter Größe und Stärke!

Wie winzig klein erscheinen hier die Menschen unter diesem machtvollen Kriegswerte, wie es noch nie die Welt gesehen. Und doch geht jede Faser, jeder Nerv, jegliches Handeln und jegliches Tun von Menschengestalt durch Menschenhand. Und wer da selbst mit am Werke ist, weiß, welchen Dienst er seinem Vaterlande erweist und daß er nötigenfalls auch ein Opfer bringen muß; das Leben!

Fröhlich lachende Augen, die noch gestern träumerisch auf das glitzernde Silberband der Mosel geschaut, die beim blutigroten Weine hell geleuchtet und die in die dunklen Augen schöner Reichslanderinnen geblickt, sind heute schon für immer geschlossen, für immer . . .

Wie Mörtel und Stein sind sie aus der Mauer herausgebrochen, aber die Mauer steht fest und unerschütterlich. Und meldet der Heeresbericht: „Im Westen nichts von Bedeutung“, so heißt das: Die selbgraue Mauer hält todesmutig durch trotz tapferster Vorstöße der Feinde.

Ruhe? O nein, die gibt es hier nicht. Täglich verschlingt die Kriegsfurie ihre Opfer, diesseits und jenseits.

Und jener Rachen, in den unser Regiment marschieren mußte, schreibt doppelt und mehrfach und immer nach Opfern.

Es ist eine Höhe, von der die Leute sagen: „Der ganze Berg ist geladen.“

Am frühen, dämmernden Morgen, dem ersten Tage in der neuen Stellung, zieht das soldatische Pflichtgefühl den Regimentskommandeur hinaus zu seinen Truppen in die vordersten Gräben. Vor acht Tagen vom Urlaub aus der Heimat zurückgekehrt, erfüllt von herrlichen Erinnerungen an schöne Stunden im friedlichen Deutschland, heißt's

nun wieder der alte Kriegsfolbat sein mit neuen Hoffnungen für die Zukunft.

Und als treuergender Vater einer selbgrauen Familie von mehr als 3000 Köpfen ist seine größte Sorge, „welche Anordnungen habe ich auf Grund meiner Kriegserfahrungen zu treffen, um wenig Verluste im Regiment zu haben“, denn jeder Mann ist ihm wert und teuer, und es schmerzt, in der Morgenmeldung hören zu müssen: „Durch feindliche Minen 13 Mann verwundet.“

Wo immer auch das Regiment in Stellung gelegen, tagtäglich war er bei seinen Leuten im Schützengraben zu finden. Und so durchstreift er auch heute wieder mit seinem Adjutanten die Stellung, wie ein leidenschaftlicher Jäger seinen Wald durchstreift. Ist genötigt, in einem Abschnitt länger zu verweilen, weil die nächste Stellung zurzeit unter schwerstem Minen- und Artilleriefeuer liegt. Kaum ist der stärkste Sturm vorüber, so geht es weiter.

Seit vielen Monaten wird hier im Schweige des Angeichts gearbeitet, unter der Erde! Es hat noch immer nicht aufgehört. Hüben und drüben ist alles Sinnen und Trachten darauf gerichtet, als erster unter den Gräben des Gegners zu kommen, um ihn in die Luft zu sprengen!

Wie Heimgelmannsarbeit bringt das emsige Hämmern durch den Berg.

In einem Stollen hat ein Pionieroffizier 24 Stunden gefessen und gelauscht auf jeden Hammerschlag des Feindes. Ist dann halb erfroren und verhungert herausgekommen mit der Meldung: „Das Hämmern hat seit 3 Uhr 20 früh aufgehört.“ ... Und hat mit geometrischer Genauigkeit festgestellt, der und der Graben fliegt nächstens durch Minensprengung in die Luft! „Vorgelesen, ihr Leute!“ Nicht unnütz ist seine Warnung gewesen; sie hat 100 Feldgrauen das Leben gerettet. Doch nicht immer geht es bei diesem teuflischen Kriegswerk so glimpflich ab. Darum ist ständige Beobachtung mehr als Soldatenpflicht.

Das forschende Auge des Kommandeurs überhaut alles. Sein größtes „Interesse“ aber bringt er immer den Franzosen dar. Oft genug hat er denen da drüben seinen schneidigen Charakterkopf und seine stolze selbgraue Brust über den Schützengraben hinweg furchtlos gezeigt, während seine Augen fenerhaft das Vorgefelände abstreiften.

„Herr Major,“ warnten mehr als einmal seine Leute, „nicht zu weit über den Graben, Franzmann hat sich dort eingeschossen.“

Er aber lachte und freute sich, daß sie alle so besorgt um ihn waren. Weil die Leute ihn still bewunderten und liebten.

Bei der zweiten Kompagnie hat am selben Morgen eine feindliche Sprengung stattgefunden. Man munkelt, eine zweite Sprengung werde folgen. Doch wann und wo?

Und der Kommandeur ist der Meinung, es wäre Schimpf und Schande, wenn er bei diesen Leuten, die hier im vordersten Graben getreu ausharren und offenen Auges dem Tode unerschrocken ins Antlitz schauen, vorüberginge, ohne ihnen ein Wort des Vertrauens oder der Belohnung zu sagen, denn er ist ja ihr Vater.

„n Morgen, Leute!“

„Morgen, Herr Major!“

Zuversichtlich blicken zwei Majorsaugen, aus denen ein goldenes Herz leuchtet, in acht helle, treue Musketteraugen. Watere Kerle! Welch erhebendes Bild in dem lehmigen Graben, den der Tod umschleicht, bereit, jeden Augenblick zuzupacken.

Der Regimentsadjutant ist in demselben Graben zwei Bruchwehren voraus und beobachtet durch eine Schießscharte nach dem feindlichen Graben hinüber, als er plötzlich durch eine heftige Erschütterung gegen die Grabenwand geschleudert wird.

Naturngemäß ruft der Knall, mit Rauch, Dreck und Eisen und Steinen vermischt, im Graben einige Verwirrung hervor.

Feindliche Minensprengung!

Noch droht ringsum Gefahr, noch krabbeln und buddeln sich andere aus dem Erdreich hinaus, da melden sich schon Stimmen:

„Wo ist unser Major?“

„Habt ihr nicht Herrn Major gesehn?“

Jeder denkt im ersten Gedanken an seinen Regimentskommandeur.

Und stumm-grinende Antwort gibt der Sprengtrichter, ein teuflisches Nachwerk, das alsogleich deutsche Erwiderung herausfordert.

Vor dem einfachen französischen Gotteshaus, das umgeben ist von Kriegergräbern, stehen Generale, Stabs- und andere Offiziere. Auf der Dorfstraße ist die 5. Kompagnie im Paradeanzug angetreten. Längs des kleinen Friedhofes gruppieren sich Abordnungen aller Kompagnien des Regiments. Unteroffiziere tragen aus dem Pfarrhaus einen mit Kränzen und Blumen über und über bedeckten Sarg, auf dem Helm und Offizierdegen ruhen.

Die Ehrenkompagnie präsentiert mit festem Griff; es ist der letzte Griff, den die Leute ihrem

Ueber dem Grabe des Kommandeurs wölbt sich heute der winzige kleine Hügel. Aus dem Hügel aber wächst eine Wison hervor und nimmt Gestalt an, fornt sich zu einer mächtigen Höhe, zu einem Berge, den die Feldgrauen den Totenberg nennen, den Berg der Rache!

Aus einigen Mannschafzunterfünften dringt gedämpfter Piederjang auf die Straße:

„Morgenrot, Morgen—rot—rot, Leuchtest mir — zum frühen Tod...“

Sie denken wohl alle an ihren Kommandeur, nicht an sich selbst, an den Kommandeur, der gestern noch auf stolzem Rosse vor seinem Regiment ritt.

Sie marschieren am Abend wieder als Ablösung nach dem Totenberg, dorthin, wo gewacht, gewählt, gegraben, gehämmert, geladen, gesprengt und auch gestorben wird.

Hier hat auch ein tapferer Kommandeur sein Leben lassen müssen, aber in der Gesinnung aller ist sein Geist haften geblieben, der wenige Tage darauf durch eine Tat wieder einmal bis in die kurzen, markigen Meldungen der Obersten deutschen Heeresleitung gedrungen:

„Auf der ... Höhe wurde vorgestern und gestern durch umfangreiche Sprengungen die feindliche Stellung auf breiter Front zerstört und verschüttet...“

Das sagt genug.

Und ihr Millionen deutscher Männer und Frauen wiisset, das war auf dem Totenberg, dem Berg der Rache! —

Vor den Toren.

Von **Ah vom Rhyn.**

Ein lieber Toter war mein Führer zu der goldenen Fülle, die im Süden der Weltstadt eben jetzt von den Feldern in die Scheuern wandelt. Denn sein Begräbnis veranlaßte mich zu der Fahrt nach dem Parkfriedhof Lichterfelde, und als ich erst draußen war, da fand ich den Weg in die Häuserenge nicht so bald zurück. War das aber auch ein Glanz und ein Glanz auf den Kluren, ein flirrendes Leuchten und eine millionenstimmige seine Musik über den Salmen und Stoppeln! Selbst der Gottesacker prangte in Gold und bunten Farben, so daß die Gedanken an ewiges Leben leichter sich woben als die an Tod und Vergänglichkeit. Allerdings ist ja auch just dieser Totengarten gleich den Friedhöfen von Stahnsdorf ein Meisterwerk in seiner Anlage und Ausstattung, und es ist vielverheißend, daß die jüngsten Begräbnisstätten Groß-Berlins an künstlerischer Gestaltung und Stimmungszweig mit uralten Kirchhöfen wetteifern, nachdem in der Zwischenzeit eine grade auf diesem Gebiete besonders peinliche trostlose Nüchternheit zur Regel geworden war. Ich bin sicher, daß die würdige Schönheit des Lichterfelder Parkfriedhofes den Trauernden hilft, ihren wilden Schmerz in stille Behmut auflösen. Ich habe auch beobachtet, daß die Begräbnisteilnehmer nach der feierlichen Handlung noch lange einzeln oder in Gruppen auf dem Friedhofe sich ergingen, während bei den Bekannten, die frostige Eintönigkeit der Fabrikvorstädte abwechselnden Gräberfeldern jeder macht, daß er weiterkommt, sobald er seiner frommen Pflicht genügt hat. Die Vornehmheit des gartenkünstlerischen Gesamtbildes ist in Lichterfelde erklärlicherweise auch Anregung zur gediegenen Ausbildung der einzelnen Grabaufbauten geworden. So sehen wir denn schon jetzt manch wertvolles Denkmal, wie, um nur ein Beispiel zu nennen, die ganz in Schleier gehüllte Trauernde auf dem Rheinbabenischen Erbegräbnis. Nührender sind freilich gerade in dieser Umgebung die aller-einfachsten Grabmäler: jene schlichten Holzkreuze, die Soldatenhände hart hinter der Front im Westen und Osten für gefallene Kameraden gesägt haben. Man hat sie, als man die Toten aus fremder Erde in die Heimat überführte, mitgenommen, um sie



Das von Sr. Majestät dem Kaiser entworfene Marine-Gedenkblatt,

welches den Hinterbliebenen gefallener Marineangehöriger als Erinnerungszeichen an die große Zeit und den unaussprechlichen Dank des Vaterlandes verliehen wird.

tapferen Kommandeur erweisen dürfen, der mit vier seiner Muskettiere gemeinsam den Heldentod gefunden.

Trauernd steht am Grabe ein ganzes Regiment, und aus den Augen aller, die in die offene Gruff blicken, ist sichtbar zu lesen: Der, den sie heute in das Grab lenken, war unser Führer, unser Vater, unser Vester!

Ein schlichter selbgrauer Soldat, so schildert ihn am Grabe Feldhilfsgeistlicher Dr. R., erfüllt von soldatischem Pflichtgefühl, mit goldenem Herzen und einem Rückgrat, das mit Stolz Verantwortung über 3000 Mann tragen konnte in guten, in schweren und schweren Tagen.

Nun ist er vielen seiner Getreuen gefolgt, ist über das Feld der Ehre zur großen Armee hinüber-marschiert, zu jenen Kämpfern, die stolz von Himmelshöhen herniedersehen dürfen auf die noch kämpfenden, siegreichen selbgrauen Heere, zu jenen Kämpfern, die zu früh für ihren Kaiser und ihr deutsches Vaterland gefallen sind, denen es nicht mehr vergönnt ist, noch Größeres mitzuerleben.

Hier wieder aufzustellen. Es sind Stücke dabei, die herzergeifend sind in ihrer unbefohlenen Zornbrunst. — Der gefallenen Vaterlandsverteidiger zu gedenken, wird man auf Schritt und Tritt gemahnt, wenn man durch die Gräntfelder schreitet.

Daß das Bild vor den Toren so unsäglich friedlich ist — gerade das haben wir unseren Kriegern zu danken. Und ein anderer Dank füllt die Seele, wenn wir den Reichtum dieses Herbstes ermesfen. Jetzt dürfen wir's zugeben, daß uns manchmal gebangt hat in den letzten Monden und Wochen. Als alle Tage der Himmel grau verhangen war und immer wieder der Regen niederzuschloß, „wovon des Landmanns schönste Hoffnung schwand“.

Grünt die Eiche vor der Eiche,
Hält der Sommer große Wätsche,
Grünt die Eiche vor der Eiche,
Hat der Sommer große Weiche.“ —

Der erste Teil der alten Bauernregel war eingetroffen und bewährte sich leider ebenso, wie der Glaube an die Wetteranage der Siebenfchläfer.

„Es wollte nicht der böse West sich legen,
Es regnete der Regen alle Tage,
Und auf dem Feld verdarb der Gottesseggen.“

Doch Gott sei Dank — nein! Just im rechten Augenblick „erchien die Sonne, trocknete die Saaten“, und nun schon Tag für Tag „schwankten heim die Wagen goldbeschwert“.

So findend bin ich in die Fluren zwischen Lichterfelde-Süd, Leltow, Osdorf und Marienfelde gekommen. Da rät mir meine Nase ab, weiter gradaus zu gehen: die Nieselfelder von Osdorf schiden ihren Gruß. Also links um auf Lantwig zu!

Welche Ueberraschung soll mir dieser Tag noch bringen! Raum eine Viertelstunde später stehe ich auf einem kegelförmigen Hügel vor einem acht-eckigen hölzernen Aussichtstempel, den eine Tafel mit folgender Inschrift als geschichtliche Stätte kennzeichnet:

„Von diesem Berge unternahm im Jahre 1894 der am 9. August 1896 in den Rhinower

Berge verunglückte Begründer der modernen Flugtechnik, Herr Otto Liliental aus Gr.-Lichterfelde, seine ersten Flugversuche. Ehre seinem Andenken!“

Am 9. August 1896 — also genau vor 20 Jahren! Mir ist, als blide ich zwei Jahrzehnte zurück. Und eben jetzt höre ich hoch am Himmel die schwirrende Melodie der neuen Zeit: ein Doppeldecker bohrt sich wie eine singende Lerche in das Abendsonnengold des Augusttages.

Untern Dach des Gebäudes hängt wie eine Niesensledermaus Otto Lilientals Flugzeug, die Stammutter all der geflügelten Maschinen, die im Verein mit Zeppeleins Silberzwänen dem Menschen das Reich der Wolken erobert haben.

Herzstärkend ist der Rundblick vom Lilientalshügel in den geeigneten Spätkommer. In tausend Bündeln stehen die Garben wie schlachtbereite Regimenter. Ja, du wirst uns kämpfen helfen, korngeordener Landmannsfließ! Du und der Helldemut unserer Vaterlandsverteidiger und der Geist, der in dem alten Gerüst aus Holz und Leinen da oben unterm Dach schlummert, aber in zahllosen Werkstätten und Studierzimmern lebendig ist — ihr drei und der Glaube an die Gerechtigkeit unserer Sache — ihr seid die Zeichen, unter denen wir siegen werden!

Kriegs-Allerlei

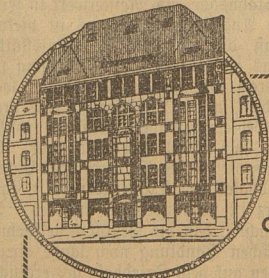
Der Streit um Hindenburgs Mütze. Eine eigentümliche Streitfrage, die unlängst die Gemüter junger schwedischer Refruten in Helsingborg erhitzte, hat, wenn man dem „Aftonbladet“ Glauben schenken darf, durch ein vom Generalstabschef Ludendorff unterzeichnetes Telegramm in lebenswürdigster Form ihre Lösung gefunden. Die jungen Soldaten entdeckten nämlich bei der Durchsicht illustrierter Zeitchriften in einem Gasthaus eine Photographie, die Generalfeldmarschall Hindenburg mit seinem Generalstabschef am Arbeitstische darstellte. So weit war alles klar,

aber nun befand sich auf dem Arbeitstisch zwischen den beiden Heerführern eine Mütze, die alsbald zum Gegenstand erregtester Erörterungen wurde. Die Frage, ob die Mütze Hindenburg oder Ludendorff gehörte, wurde mit immer wachsender Leidenschaftlichkeit erörtert, und der Wortstreit zwischen den beiden feindlichen Parteien drohte in Tätlichkeiten auszuarten. Da beänftigte der Vorschlag einer direkten, sehr höflichen Anfrage bei Hindenburg mit einem Schlage die aufgeregten Gemüter. Nach einer Woche bereits traf die folgende telegraphische Antwort Ludendorffs ein: „Die Mütze gehört natürlich Hindenburg. Meine Frau sagt, daß ich keinen so großen Kopf habe. Uebrigens besten Dank für die Aufmerksamkeit. Trinkt auf meine Kosten ein Glas Schaumwein. Die Liquidation folgt nach Friedensschluß.“

Zwei Kriegsgefangene mit einer Ehefrau. Dem „Corriere della Sera“ zufolge befinden sich zurzeit in Asinara, wo die von dem serbischen Heere gemachten österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen interniert sind, zwei österreichische Landwehrmänner, die im Gefangenenlager entdeckt haben, daß sie ein und dieselbe Frau zur Gattin haben. Der erste dieser Landwehrlente war verheiratet, als der Krieg ausbrach, geriet in den ersten Monaten in serbische Gefangenschaft und wurde als tot gemeldet. Nach Jahresfrist verheiratete sich die Witwe wieder, steht auch den zweiten Gatten in den Krieg ziehen, erhält aber von ihm Nachricht, daß er in Italien interniert ist. Sie sendet ihm ein Paket mit allerlei Geschenken, denen sie ihre Photographie beifügt. Der glückliche Empfänger läßt das Bild im Lager die Kunde machen, wobei ein Mitgefangener darin die Züge seiner eigenen Frau erkennt. Es kommt zu einer Aussprache zwischen beiden, bei der der erste Gatte zunächst zwischen Wut und Verzweiflung schwankt, sich aber schließlich mit der Tatsache abfindet. Die beiden Gefangenen sollen sich dann brüderlich in die Gaben der Spenderin, die des einen Frau und des anderen Witwe war, geteilt haben. Namen und Ortsangaben fehlten in der Notiz des Mailänder Blattes.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 1671, 9862, 11034
Telegraphenaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland

dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Heiteres

Allerlei Kriegshumor.

Aus den „Fliegenden Blättern“. Der glückliche Schuß, Mutter (zu ihrem aus dem Felde zurückgekehrten Sohn): „No, Kabert, wie is's dir denn 'gangen, draußen?!“ — Kabert: „Guat, Mutterl — mei' Heberlein ham i' m'r wegg'j'hoff'n!“

Sparjam. Gattin (entrüstet): „Was, jetzt willst d' auf einmal wieder gesund sein, wo ich g'rad die neue Medizin hab' machen lassen! Gib's nicht! Die wird erst ausgerunten, und wenn d' noch acht Tag' im Bett bleiben muß!“

Aus der Münchener „Jugend“.

Die schwarzen Listen. Es heißt, daß in weiten Kreisen Amerikas lebhafteste Erregung darüber herrscht, daß Präsident Wilson nicht energisch genug gegen die Underschwärztheit eingeschritten ist, mit der England durch seine schwarzen Listen den amerikanischen Handel schädigt. Wie ungerecht! Wilson hat schon ganz regelrecht einen höflichen, sozusagenden Protest bei der englischen Regierung einzureichen submissivst sich erlauben zu dürfen ummahgeblicher Weise geglaubt und damit eine bedeutende Milderung in der Angelenheit der schwarzen Listen seitens der englischen Regierung erreicht. Die betreffenden Listen werden in Zukunft nicht mehr schwarze Listen, sondern nur dunkelgraue Listen genannt werden.

Ich wollte mein philosophisches Staatsexamen ablegen und begab mich daher eines Tages zwecks Anmeldung zu unserem würdigen Geheimrat. Der Herr Professor war nicht zu Hause und ich hatte meinen feierlichen Frack umsonst angezogen. Das brave Stubenmädchen aber, lange Jahre im Dienste und mit allem vertraut, tröstete mich rasch: „Geben Sie nur ruhig Ihre Karte ab und schreiben Sie „Spinoza“ drauf. Das genügt!“

Aus dem „Kladderadatsch“.



Schulke. Wessie, warum Württemberg mit Lebensmitteln während des Krieges so gut versorgt ist? — Müller. Na, schief mal los. — Schulke. Weil et — Weizäcker hat, wat der Ministerpräsident is, Fleischerhauer den Minister des Innern, Habermaas, den Kultusminister, und Kraut, den Landtagspräsidenten. — Müller. Hurra! Schulke, wenn jetzt der nächste Zug nach Stuttgart?

„Bester Gaig.“ jagte Asquith, „ich vermissie bei Ihren Angriffen gegen die Deutschen den durchschlagenden Erfolg.“ — Gaig zuckte die Achseln. „Die militärische Tüchtigkeit und die Tapferkeit der Deutschen sind eben Tatsachen, die berücksichtigt werden müssen.“ — „Zum — St. Dummariaus!“ rief Asquith. „Sehen Sie denn, daß ich bei meinen gegen die Deutschen gerichteten Angriffen jemals Tatsachen berücksichtigt?“

Aus den „Luftigen Blättern“.

Der Ritter p. p. Zu Weihnachten 14 verehrte der Kronprinz seiner Armees Pfeise mit Bild und Tabak, zu Weihnachten 15 einen lederen Tabakbeutel mit Krone. Kürzlich, bei einer Besichtigung, heißt es einmal: „Inhaber von Orden und Ehrenzeichen vortreten!“ Feldgraue aller Jahrgänge und aller Bundesstaaten traten vor — und unter ihnen erblickten wir den Kamerad „Anton“, der wegen allzu großer Schlaueit zu den „Besonderen“ der Kompanie gehörte. Und auf die Frage, welches Abzeichen er besitze, bringt Anton, seiner Würde bewußt, heraus: „Inhaber des Kronprinzen-Tabakbeutels.“

Das Mädchen für alles. Eine Einfamilienvilla in der Nähe Londons war mit einer dienenden Fee besetzt, die einen sehr betrübenden Einfluß auf den herrlichen Porzellanhandel ausübte. Vor einiger Zeit wurde die Stadt durch einen Zeppelinbesuch ausgezeichnet. Bomben explodierten, Fenster trachten, Häuser bebten und Wiber fielen von den Wänden. Plötzlich vor Schrecken wandte die Herrin der Einfamilienvilla aus dem Wohnzimmer nach der Küchentreppe: „Dizzi!“ rief sie herunter, „was haben Sie nun schon wieder angerichtet?“

Aus der Viller „Kriegszeitung“:

Bei den Schippern. „Aber Menschenkind, Marschner, warum starren Sie dauernd in die Luft, anstatt zu arbeiten?“ — „Entschuldigen Herr Feldwebel, ich habe Herrn Feldwebel nicht kommen sehen.“

Rätsel-Ecke

Rästel.

I. Hast du den e der Arbeit noch getan, Dann gönne dir recht lange a; allein Dem Werkzeug nicht — leicht jetzt sich o daran. S. P. in Bern.

II.

Das Ganze bist du — ich fühl' es hier Im Herzen mit quälender Liebespein. Ach, wärst du nur einmal das Erste mir — Ich würde das Zweite für ewig sein. Ehlers.

III.

Wenn ich mich selber führe, Was tu' ich dann? — ich schmiere. Binder.

Auflösung folgt in nächster Nummer. Auflösung der Rästel in voriger Nummer: I. Digne. — II. Umspannen. — III. Kochbuch.

Wir bitten im Interesse unserer Leser, bei Bestellung von Aufträgen Bezug auf dieses Blatt zu nehmen.

Preussische Weingrosshandlung G. m. b. H.

Berlin SW, Ritterstrasse 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 15263, 15264 und 15265.

Besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Mosel-Weine

Table with 2 columns: Wine name and price. Obermoseler 1,-, 1914er Remicher 1,10, 1911er Wormeldinger 1,30, 1911er Enkircher 1,50.

Rhein- und Pfälzer-Weine

Table with 2 columns: Wine name and price. 1908er Gensinger 1,10, 1911er Bingerter Kahlenberg 1,30, 1912er Niersteiner 1,50, 1910er Hallgartener 2,-.

Rot- und Bordeaux-Weine

Table with 2 columns: Wine name and price. St. Laurent 1,40, 1911er Cru du Moulin 1,60, 1909er Saint Seurin 1,75, 1911er Cru Bayle Soussans 2,-.

Als Spezialität empfehlen wir: per Ltr.

Table with 2 columns: Wine name and price. Französischer Rotwein 1,75, Obermoseler 1,10, Edenkobener 1,10, Tarragona (rot) portweinähnlich 2,25.

In Korbfaschen von 5 und 10 Liter Inhalt.

In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

Blitz Strick-Wolle

liefert auch an Private (Muster frei) die Erfurter Garnfabrik Hoflieferant in Erfurt C.247.

Mein neues Bett.

Hochfein, rot, dicht Daunenkörper, große Hjschlaf, Ober- u. Unterbetten u. 2Kiss. mit 18 Pfd. Halbdaunen und zartweichen Federn, das Gebett M. 60. — dasselbe Bett mit Daunendecke M. 65. — Feinstes herrschaftl. Daunbett M. 70. — Zweischäftig jedes Bett M. 5. — mehr. Nichtgefalt., Geld zurück. Bettied. bill. Katalog frei. 45000 Kunden. 1500 Dankschreib. Bettenfabrik Th. Kranetfuß, Kassel 44. Aeltestes u. größt. Versandhaus daselbst

Gegen Hämorrhoiden

ist das Beste Aphanonan (ges. gesch.) Zäpfchen — Salbe, Pulver und Tee. Alle 4 Mittel zus. 10. — M. Porto extra. Gegen Nachnahme. Apotheker F. Pollack, Friedeberg a. Qu.

Anzeigen

haben in diesem Blatt weiteste Verbreitung.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

In unserem Verlage erscheint:

Gebet des Kaisers

von

Harry Sheff

für eine Singstimme mit Klavierbegleitung

von

Oskar Pask

königl. Professor und Musikdirektor

Preis 80 Pfg., sowie 5 Pfg. für Porto.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 50

In unserem Verlage erschien:

Preussisches Fischereigesetz

Nach den übereinstimmenden Beschlüssen beider Häuser des Landtages vom 22. und 31. März 1916

Ämliche Ausgabe

Preis 50 Pfennig sowie 10 Pfennig für Porto gegen vorherige Einlösung des Betrages.

Gegen Gicht und Rheumatismus

nur Girheubin

Erprobtes Heil- u. Vorbeugungsmittel

Vollkommen unschädlich!

Reguliert die Magen- und Darmfähigkeit

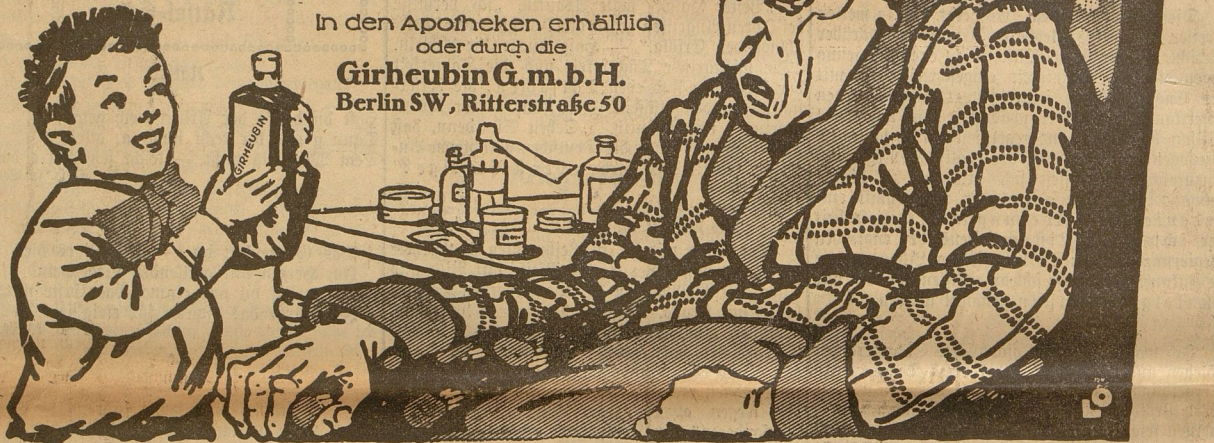
Hunderte ärztlicher Zeugnisse, viele Anerkennungen!

Prels der Dose: Mark 3.50

Eine Kur = 6 Dosen: Mark 18. — franko.

In den Apotheken erhältlich
oder durch die

Girheubin G. m. b. H.
Berlin SW, Ritterstraße 50



Einige ärztliche Gutachten über Girheubin.

Dr. Walter V. . . . , Bützow. Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich mit den Erfolgen Ihres Girheubins sehr zufrieden bin und Ihr Mittel dort wirkte, wo andere gleichartige Präparate versagten.

Dr. med. F. . . . , Kaulsdorf (Ostbahn). Nachdem ich in einem desolaten Falle von Arthritis urica die üblichen Mittel ohne Erfolg angewandt hatte, machte ich einen Versuch mit den von Ihnen zur Verfügung gestellten Tabletten in Verbindung mit Colchicum. Der Erfolg war ein guter, Patient kann schon wieder auf den Beinen stehen und in seinem Betriebe (Bäckerei) schon wieder nach dem rechten sehen.

Dr. N. . . . , Frankfurt a. M. Sie sandten mir eine Proportion Girheubin, ich habe mit derselben bei einer Patientin sehr gute Erfolge gehabt, der Rheumatismus verschwand bald.

Dr. B. . . . , Wolfsbützel. Habe Ihre mir geschickten Proben mit gutem Erfolge angewandt, weitere Proben nicht nötig, da ich die Güte des Präparates erkannt habe.

Dr. A. . . . , Bensheim. Ich selbst fühle mich bei täglichem Gebrauch Ihrer Tabletten sehr wohl wie seit Jahren nicht und habe keine Beschwerden von meinen Nierensteinen mehr. Dieselben günstigen Beobachtungen habe ich bei verschiedenen meiner Patienten machen können.

Dr. R. . . . , Uelsen. In einem Falle von rheumatischen Nervenschmerzen war die Wirkung ausgezeichnet. Die Schmerzen nahmen ab. Die Nachtruhe kehrte wieder. Der Erfolg war daher recht zufriedenstellend. Aspirin hatte hier versagt. Unschädlich scheint das Mittel auf jeden Fall zu sein.

Dr. L. . . . , Friedberg (Oberbay). Teile Ihnen mit, daß ich mit den beiden mir überwiesenen Proben bei einem Kranken günstigen Erfolg erzielte, weshalb ich die hiesige Apotheke veranlaßte, sich Ihr Girheubin beziehen zu lassen.

Dr. A. A. . . . , Rosenheim. Habe Ihr Präparat selbst erprobt und bin mit der Wirksamkeit sehr zufrieden.

Dr. R. . . . , Benrath. Ich habe in einem Falle von Neuralgie und einem von Muskelrheumatismus Girheubin versucht. Beide Fälle bestanden schon mehrere Wochen und zeigten bei Salicylbehandlung und Einreibungen keine Besserung. Nach Gebrauch von Girheubin wurden sie geheilt. Ich bitte um weitere Proben.

Dr. H. . . . , München. Bei einem sehr alten Ischiasleiden sehr gute Wirkung. Die Schmerzanfälle traten minder häufig und in längeren Intervallen auf, und konnte Patient während der Zeit, in welcher er den Tee trank, nachts ziemlich gut schlafen. Irgend welche schädliche Nebenwirkung konnte ich nicht wahrnehmen. Das Mittel wurde gut vertragen, und ich war mit dem Erfolge ganz zufrieden.

Dr. med. S. . . . , Saarburg. Ich habe mit Ihrem Präparat jederzeit die besten Resultate erzielt, ohne jemals üble Nebenwirkungen gesehen zu haben.

Dr. W. . . . , Baunach. Für die mir übersandte Probe Ihres Girheubins, das ich bei einem Falle von sehr altem Gelenkrheumatismus mit ganz überraschendem Erfolge verwendete, sage ich meinen besten Dank.

Dr. F. . . . , Koshelm. . . . daß ich Girheubin bei einer 70jährigen Angehörigen, die seit 5 Jahren an chronischer deformierender Arthritis, namentlich der Kniee, leidet. Von allen bisherigen Mitteln nahm Betreffende das Girheubin am liebsten, wegen seiner guten Bekömmlichkeit und Fehlens jeder unangenehmen Nebenwirkung. Aber auch auf die in den Gliedern bestehenden Schmerzen hatte Girheubin einen merklich mildernden Einfluß. Während vorher Gehen nur an zwei Stöcken möglich, kann dieselbe jetzt ohne Stütze im Zimmer gehen. . . .

Dr. N. . . . , Ingolstadt. Ein alter Gichtiker rühmte mir das Girheubin sehr.

Dr. T. . . . , Altona. Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mit Ihrem Mittel sehr gute Erfolge in der Praxis gehabt und es auch ferner verordnen werde.

Dr. T. . . . , Cöln a. Rh. Girheubin wirkte immer prompt.

Dr. Fr. W. . . . , Netphen. Das Versuchsobjekt war ich selbst, der ich seit mehreren Jahren schon an Muskelrheumatismus leide und Salicyl-Präparate mit nur geringem Erfolge genommen habe. Auch habe ich schon wiederholt Bädokuren durchgemacht, doch nur vorübergehendem Erfolge. Aus diesem Grunde war ich auf die Wirkung Ihrer Tabletten doppelt gespannt. Nachdem ich ein Röhrchen — wenn auch nicht ganz regelmäßig — genommen hatte, ließen die Schmerzen nach; jetzt, nachdem ich auch das zweite Röhrchen genommen, verspürte ich nur noch des Morgens Schmerzen, die nach einiger Bewegung verzogen.

Verantwortlich für Schriftleitung, Gedruckt und Anzeigen: Fritz Eisfeld, Reutlingen. — Verleger: Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68. — Rotationsdruck: Wilhelm Grebe, Berlin SW 68.